

Wittgensteiner Zeitung

Erscheint jeden Mittwoch und Samstag u. kostet vierteljährlich in der Expedition 1 Mark, durch die Post bezogen 1 Mk. 15 Pf.

Mit der Gratis-Beilage:

„Illustriertes Familienblatt.“

Redaktion, Druck und Verlag von Ernst Schmidt jr. in Laasphe.

Inserate werden die einspaltige Zeile oder deren Raum mit 12 Pf. berechnet, Wiederholungen mit entsprechendem Rabatt.

Nr. 25.

Fernsprech-Anschluss Nr. 22.

Laasphe, Mittwoch den 29. März 1911.

36. Jahrgang.

Wochenchau.

Die Jubiläumsartikel in der Presse haben dem 40jährigen Wirken des Reichstags durchweg die verdiente Anerkennung gezollt. Und in der Tat: ein gewaltiges Stück gesetzgeberischer Arbeit ist in diesen vier Jahrzehnten geleistet worden. Wir brauchen nur zu erinnern an die großartigen Arbeiterschutz- und Versicherungsgeetze, die seitens der bürgerlichen Parteien geschaffen worden sind zugunsten der wirtschaftlich Schwachen und Hilfsbedürftigen in Stadt und Land. Welch ein unermesslicher Segen ist von diesen Gesetzen ausgegangen. Und es gibt Tausende von sozialdemokratischen Arbeitern, die es heute nicht verstehen können, daß ihre Führer im Reichstag gegen alle diese Gesetze gestimmt haben. Trotzdem glauben viele unserer Volksgenossen noch immer, daß in der Sozialdemokratie das Heil der Menschheit beschlossen liegt. Um diesen Irrtum aus den Köpfen der Leute herauszubringen, bedarf es noch vieler Aufklärungsarbeit.

So wie am 21. März des Jahres 1871 der damalige Alterspräsident von Frankenberg-Ludwigsdorf die erste, so habe ich heute, genau nach 40 Jahren, die 3425. Sitzung des Deutschen Reichstags eröffnet. Mit diesen lakonisch kurzen Worten gedachte Präsident Graf v. Schwerin-Böhm der am ersten Lenztage des Jahres 1871 erfolgten Eröffnung des ersten deutschen Reichstags. Die Reichsboten hatten sich von ihren Plätzen erhoben, ein Beweis, daß sie eine längere feierliche Jubiläumsrede erwartet hatten. Sie blieb aus, und zwar, wie der Präsident am folgenden Tage erklärte, weil es bisher nicht üblich gewesen sei, Reichstagsjubiläen zu feiern.

Aber nicht nur verdiente Anerkennung ist dem Reichstag gezollt worden, auch ernsten Tadel hat er einstecken müssen. Und dieser Tadel war berechtigt. Der Reichstag von heute ist mit dem Reichstag von ehemals kaum noch zu vergleichen. Damals große Persönlichkeiten und Debatten von seltener Höhe. Es saßen in allen bürgerlichen Fraktionen Männer, die dem Volke etwas zu sagen hatten und ihre Reden fanden weithin Beachtung im Lande. Gewiß sind immer die Parteigegegensätze hervorgetreten, aber man mußte den Parteiführern, die im Reichstag das Wort ergriffen, im allgemeinen doch das Zeugnis ausstellen, daß sie große Fragen von großen Gesichtspunkten aus zu behandeln verstanden, bis eines Tages aus dem Munde einer bedeutenden Persönlichkeit das Wort kam: „Ach was, Reichstag! Stöcker ist doch der einzige Mann, dessen Reden man noch mit Genuß lesen kann.“ Stöcker ist nicht mehr und alle die übrigen großen Männer aus anderen Parteien, die in den ersten drei Jahrzehnten des Bestehens des deutschen Reichstags

mit Kraft und Feuer von der Tribüne des Reichstags ihre Überzeugung vertraten, sind auch dahin.

Wie steht es heute? Es läßt sich bedauerlicherweise nicht leugnen, daß das Niveau des Parlaments bedeutend zurückgegangen ist. Die Debatte zum Etat des Reichsamt des Innern ist ein klassisches Beispiel hierfür. Stunden auf Stunden, Tage auf Tage werden mit teilweise recht überflüssigen Reden ausgefüllt, die Erledigung der parlamentarischen Geschäfte wird verschleppt, weil es die Abgeordneten für gut finden, Wahlreden zum Fenster hinauszuhallen. An die rechtzeitige Fertigstellung des Etats ist unter diesen Umständen nicht zu denken, und man darf sich nicht wundern, daß nunmehr auch eine Herbsttagung in Aussicht genommen ist, um noch eine Reihe wichtiger Gesetzentwürfe zu verabschieden. Ob freilich bei einer solchen Tagung kurz vor Parlamentsschluß viel herauskommen wird, kann als fraglich gelten. Jedenfalls erhält man dadurch einige Gewißheit für den Termin der Reichstagswahlen, die allem Anschein nach nicht vor Januar stattfinden werden, falls nicht etwa ein Zwischenfall eintritt.

Daß auch im Parlament noch fruchtbare Arbeit geleistet werden kann, zeigt das Beispiel des preussischen Abgeordneten Haushaus, wo man bei der dritten Lesung des Etats angelangt ist. Mag sein, daß manches bei der Beratung überstürzt wurde, aber man tut wohl recht daran, eine Reihe von Fragen, die Anlaß zu ausgedehnten Debatten gegeben hätten, zu einer Sonderbesprechung zurückzustellen, um sich bei der Beratung des Etats zu halten, und nicht aus dem Hundertsten ins Tausendste zu kommen. Wahlreden gehören nicht in die Parlamente, sondern in die Volks- bzw. Wählerversammlungen. Jeder Tag, der im Reichstag und Abgeordnetenhause mit überflüssigen Reden totgeschlagen wird, kostet dem Volke ein Geldstück, die weil unsere Volksvertreter Diäten bekommen in Form von Tagegeldern. Und man will und muß doch sparen an allen Ecken und Enden, um die Steuerzahler nicht unnötig zu schröpfen.

Das große Werk der Reichsversicherungsordnung, das schon dem vortrefflichen sozialgelehrten Grafen Bismarck als seine eigentliche Lebensarbeit erschien, ist in der Kommissionsfassung erledigt worden. Die in sechs Büchern mit 1754 Paragraphen gegliederte Reichsversicherungsordnung ist durchgearbeitet und angenommen, soll noch vor Ostern dem Plenum des Reichstags vorgelegt werden und hier am 2. Mai die zweite Lesung beginnen. Man hofft umso mehr auf glatte Erledigung bis Pfingsten, als die Reichsversicherungsordnung endlich auch die längst geplante Hinterbliebenenfürsorge für Witwen und Waisen des Arbeiterstandes

zum Gesetz macht. Schon der antisoziale Abg. Frhr. v. Stumm erkannte die Notwendigkeit dieser Fürsorge an und beantragte sie bei der Beratung der ersten Arbeiterversicherungsgeetze. Die Sozialdemokratie müßte natürlich erst recht dafür eintreten, aber es machen sich in der Partei Stimmen bemerkbar, die eine Obstruktion gegen die ganze Reichsversicherungsordnung und ihre Ablehnung wünschen, einzig und allein deshalb, weil sie die tollsten Auswüchse unserer Krankenkassenverwaltung beseitigen will. Bekanntlich hat die Sozialdemokratie über 5000 ihrer Agitatoren dadurch versorgt, daß sie sie zu bezahlten Kassenbeamten gewählt hat, und zwar zum Teil unter Abschluß von Verträgen auf Lebenszeit. Solche aller guten Sitte Hohn sprechenden Verträge sind nach der jetzigen Fassung der Reichsversicherungsordnung nicht mehr möglich. Es wird nun lehrreich sein, zu sehen, ob die Sozialdemokratie mehr um ihre 5000 Agitatoren besorgt ist, als um die Hunderttausende der Arbeiterwitwen und Waisen.

Man hört jetzt wieder viel von Kriegen und Kriegsgeschrei in der Welt. In den Differenzen zwischen Mexiko und Nordamerika scheint eine mehr friedliche Wendung eingetreten zu sein. Man hat wohl in Washington erkannt, daß man gar zu weit gegangen ist und zieht jetzt etwas zurück, zumal das Vorgehen der Regierung im eigenen Lande nicht allenthalben Beifall findet und die Kongreßtagung bevorsteht, auf welcher die Maßnahmen gegen Mexiko jedenfalls Gegenstand scharfer Auseinandersetzungen bilden werden. Jedenfalls ist die Rolle, welche Nordamerika in dieser ganzen Frage gespielt hat, eine etwas eigenartige, und die Akten dürften über den Fall noch nicht geschlossen sein. Der bisherige mexikanische Finanzminister Limantour gilt als der kommende Mann; Präsident Diaz ist alt und krank, sodaß mit seinem baldigen Rücktritt zu rechnen ist. Herr Limantour scheint von anderem Holze geschnitten zu sein, er ist energischer und es liegt auf der Hand, daß das jüngste Verhalten der Unionsregierung nicht gerade geeignet ist, den Yankee in Mexiko viel Freunde zu schaffen. Der Gegensatz zwischen beiden Staaten dürfte durch die ganze Affäre eine weitere Verschärfung erfahren haben, die doch eines Tages zum Austrag kommen muß und dann durch Einbeziehung unserer Mächte leicht Dimensionen annehmen kann, die man heute kaum ahnt.

Ob an den Meldungen von einem bevorstehenden Kriege zwischen Rußland und China etwas Wahres ist, muß die nächste Zukunft lehren. Daß zwischen beiden Völkern Differenzen bestehen, ist bekannt, jedoch sind sie nicht so schwerwiegend der Natur, daß der Donner der Geschütze unbedingt die Lösung der vor-

Ein Held der Feder.

Erzählung von C. Werner.

9)

(Fortsetzung.)

Damit krieg der Arzt die Treppe hinunter und fragte unten in der Wohnung angekommen nach seiner Nichte.

„Sie ist ausgegangen!“ berichtete die Frau Doktorin ihm in völlig übler Laune. „Bereits seit vier Uhr und wie gewöhnlich wieder ganz allein.“ „Ich bitte Dich, Stephan, sprich Du doch einmal mit ihr und stelle ihr das Unpassende und Abenteuerliche dieser stundenlangen, einsamen Spaziergänge vor Augen.“

„Ich?“ sagte der Doktor, durchaus nicht erbaut von dieser Zumutung. „Kein, liebes Kind, das ist Deine Sache, das mußt Du mit ihr besprechen.“

„Besprechen!“ rief die alte Dame gereizt, „als ob man überhaupt bei Jane dazu gelangen könnte! Sobald ich mit einer leisen Andeutung darauf oder auf irgend eine der anderen Freiheiten anfangte, die sie sich nimmt, bekomme ich sofort das unvermeidliche: „Liebe Tante, bitte, Sie überlassen das wohl meiner Beurteilung“, zu hören und damit ist jedes fernere Wort abgeschnitten.“

Der Doktor zuckte die Achseln. „Glaubst Du etwa, daß es mir besser geht?“

„Aber die halbe Stadt spricht bereits über die Freiheiten des Mädchens!“ eiferte die Doktorin. „Man macht uns verantwortlich dafür und begreift nicht, wie wir so etwas dulden können.“

„Wirklich?“ sagte Doktor Stephan mit philosophischer Ruhe. „Nun, dann wünsche ich allen, die darüber sprechen, daß sie Jane nur eine einzige Woche im Hause hätten, um ihre Autorität zu probieren; es würde ihnen bald die Luft dazu vergehen. Jane mit ihrer Schroffheit und der Professor da oben mit seiner Sanftmut, das sind zwei Starkköpfe, gegen die ganz D. nichts ausrichtet; dazu gibt es bei denen nur eine Möglichkeit — ihnen den Willen zu tun!“

Der Doktor hatte Recht. Miß Forest kümmerte sich in der Tat sehr wenig darum, ob man ihre einsamen Ausflüge in B. pössend fand oder nicht, es gefiel ihr eben so. Nicht, daß sie eine besondere Neigung für einsames, träumerisches Umherstreifen hegte, dergleichen lag ihr fern, aber sie wünschte die Umgebung der Stadt kennen zu lernen, und da sie nach Altkins Entfernung Niemand fand, den sie ihrer Begleitung für würdig hielt, ging sie einfach allein.

So hatte sie auch wieder, nachdem ein längerer Spaziergang sie stundenweit von B. entfernt, den Ruinenberg erreicht, von dessen Gipfel die Trümmer einer uralten Burg weit ins Land hineinblickten. Ermüdet von dem weiten Gange ließ sie sich auf einem Ueberrest nieder und sah, an das Gestein gelehnt, hinaus in die Landschaft. Jetzt war der Nebelschleier weggezogen, der sie am Tage ihrer Ankunft so dicht und düster eingehüllt, und was er damals ihren Augen verbarg, lag jetzt vom reichsten Sonnengold umflossen, zu Janes Füßen ausgebreitet.

Sie lehnte sich tiefer in den Schatten der Mauer zurück. Es ging ihr seltsam mit diesen deutschen Landschaften, es wehte sie daraus etwas an, was sie beim Anblick der großartigen Naturscenen nie empfunden, ein Hauch von Wehmuth, von Sehnsucht, von Heimweh, Heimweh! Sie hatte das Wort nie verstanden, nicht als sie die Mutter daran sterben sah, nicht als es dem Vater in seinen letzten Lebensstunden so übermächtig nahe, erst seit sie den Boden betreten, dem sie fremd in allem anderen, doch durch das heilige Recht der Geburt angehörte, regte es sich bisweilen in ihr dunkel und mächtig, wie eine ferne, halb verklungene Erinnerung an die erste Jugendzeit, als der Vater ihre Erziehung noch nicht so energisch überwachte und sie noch gänzlich der Mutter überlassen war, die mit den Märchen und Liedern der alten Heimat auch in dem Kinde jenes Sehnen wach rief, welches das Eingreifen des Vaters später so völlig vernichtet und in Bitterkeit verwandelt hatte. Es

war ein seltsames, ein für Jane beinahe unheimliches Gefühl, und sie wußte genau den Moment, wo es begonnen. Nicht bei einem großartigen Anblick, wie dem jetzigen, war es gewesen, nicht bei den reichen Landschaftsbildern der Rheintour, die sie erst kürzlich mit ihrem Oheim und Altkins unternommen, im Nebelgeriesel der Sandstraße, am Rande jener Fliederhecke, aus deren Knospen das erste Grün hervorbrach, als die grauen Schleier ringsum alles eingehüllten und nur das Rauschen des Stromes zu ihr herüberdrang — da war es zum ersten Mal aufgewacht, und es haßte sonderbarer Weise immer an der Gestalt des Mannes, der damals neben ihr gestanden. Jane dachte nur selten und überhaupt nur mit einem gewissen Widerwillen an jene Begegnung, es lag darin, trotz der Dämlichkeit des Geldes, etwas von jener Romantik, die die verstandesklare Tochter Forests so sehr verabscheute, und auch jetzt war sie im Begriff, die zudringliche, immer wiederkehrende Erinnerung in ihre Schranken zurückzuweisen, als ihr dies unmöglich gemacht wurde — ein Tritt ließ sich in unmittelbarer Nähe vernehmen und Professor Fernow selbst bog um die Mauerecke.

Einen Moment lang kam Jane beinahe aus der Fassung über die plötzliche Erscheinung, die so eigenartig mit ihren Gedanken zusammenfiel, der Professor aber schien förmlich erschreckt von ihrem unvermuteten Anblick. Er wich zurück und machte eine Wendung zur Umkehr, plötzlich aber schien ihm das Auffallende einer solchen Flucht klar zu werden, nach einem Moment des Zögerns verneigte er sich stumm und schritt nach der anderen Seite der Mauer, wo er seinen Standpunkt möglichst entfernt von der jungen Dame, und doch, bei der Enge des Raumes, nicht eben allzu weit einnahm.

Es war das erste Mal, daß die Beiden sich nach jenem Zusammentreffen auf der Sandstraße wieder miteinander allein fanden. Die gelegentlichen unvermeidlichen Begegnungen im Hause und Garten waren von Seiten des Professors stets mit einem scheuen Gruße, von Seiten Janes mit einer kühlen Erwiderung abgemacht worden,

handenen Schwierigkeiten bringen müßte. Ebenso wie die westländischen Völker haben auch China und Rußland ein starkes Friedensbedürfnis und wir dürfen aus dieser Tatsache den Schluß ziehen, daß eine friedliche Beilegung der Meinungsverschiedenheiten erfolgen wird, wobei allerdings China der nachgiebigere Teil sein müßte.

Gemeinde-Obstanlagen.

Seit Jahren lassen es sich die Regierungen aller deutschen Länder bedeutende Geldsummen kosten, um den heimischen Obstbau zu heben und gegen den fremden Wettbewerb leistungsfähiger zu machen. Trotzdem haben wir es noch lange nicht dahin gebracht, den Obstbedarf im eigenen Lande zu decken. In neuerer Zeit haben aber infolge dieser Anregung in vielen Gegenden unseres Vaterlandes die Gemeinden die Sache in die Hand genommen und Obstanlagen auf Kosten und im Interesse der Gemeinden angelegt. Daß diese Unternehmungen unter günstigen Bedingungen recht ansehnliche Einnahmen abwerfen, ist zweifellos. Auch daß alljährlich viele andere, besonders Nachbargemeinden dem Vorbilde solcher Ortschaften, die Gemeinde-Obstanlagen ausgeführt haben, folgen, spricht für die Güte der Sache. Soll aber eine solche Anlage nicht gleich von vornherein ein tüchtiges Kind sein, so sind dabei mancherlei Umstände zu beachten, auf die ich hier kurz eingehen will.

Bei größeren Obstanlagen beachte man zunächst die Lage des dafür in Aussicht genommenen Platzes. Ist diese günstig, so wird die Wahl der Obstsorten nicht schwer fallen. Anders ist es jedoch bei ungünstiger Lage. Sind bei einer solchen auch die Boden- und Wasserverhältnisse ungeeignet, so ist ein solcher Platz von der Bepflanzung auszuschließen, weil die Anlage mehr kosten, als einbringen würde. Schlechte Anlagen sind alle der Sonne abgekehrte Hügelabhänge und solche, die den Winden sehr ausgesetzt sind. Sind aber die Boden- und Wasserverhältnisse günstig, so kann ein solcher Platz wohl mit Aussicht auf Erfolg bepflanzt werden. Doch darf man dann nur solche Sorten berücksichtigen, die auch dort noch lohnenden Ertrag versprechen. Zeigen sich später Bäume darunter, die den gehegten Erwartungen nicht entsprechen, so müssen sie mit solchen Sorten umgepflanzt werden, die sich bewährt haben.

Ist die Lage gut, aber der Boden dürrig, so muß bei der Pflanzung eine Verbesserung desselben vorgenommen werden, die sich bis auf größere Tiefe erstreckt. Zur Bodenverbesserung eignen sich mehrere Jahre alter verwitterter Gips, Kalk, verwitterter Kalkstein, verwitterter Ton, verwitterter Kies und Lehm, besonders gut ist alter Gebäulehm, verrotteter Stallmist, Kompost, Torfmull, humusreicher Ackerboden und dergleichen. Außerdem gibt man jedem Stamme bei der Pflanzung etwas Knochenmehl, Kainit und Thomasschlacke, das alles beim Pflanzen der Bäume zwischen die Erde geworfen wird. Man braucht dabei gar nicht sparsam zu sein, denn Kainit und Thomasschlacke sind sehr milde künstliche Düngemittel; außerdem sind sie nicht teuer. Kainit ein bis zwei Pfund und Thomasschlacke die doppelte Menge ist durchaus nicht zuviel für einen Baum. Ein überaus üppiges Wachstum der jungen Bäume und frühe Tragbarkeit wird die dafür aufgewendeten Kosten reichlich lohnen, besonders dann, wenn man auch noch etwas Knochenmehl hinzufügt.

Beide der in Aussicht genommene Platz unter zu großer Feuchtigkeit, so muß er durch Gräben, die das Terrain nach allen Richtungen durchschneiden, entwässert werden. Räßt sich für das Wasser kein Abfluß schaffen, so muß Hügelpflanzung stattfinden. Boden mit festem oder festigem Untergrund ist gründlich durchzuarbeiten, damit sich die Wurzeln nach allen Richtungen ausbreiten können. Zu schwerer Boden ist durch öfteres Umpflügen und durch Beimischung von Sand, Kalk und Kompost zuträglich zu machen.

Von großer Bedeutung ist weiter die richtige Pflanzung. Ein großes Pflanzloch von 1 bis 1½ Meter Durchmesser und 1 Meter Tiefe ist durchaus erforderlich. Empfehlenswert ist es, die Bäume schon mindestens sechs Wochen vor dem Pflanzen auszuwerfen, damit der aus größerer Tiefe hervorgeholte Boden verwittert. Beim Auswerfen wird die Erde sortiert, und beim Pflanzen kommt der bessere Boden nach unten und um die Wurzeln. frischen Stallmist verwende man nicht. Am allerwenigsten darf er an die Wurzeln kommen. Die Bäume dürfen nicht tiefer gepflanzt werden, als sie in der Baumschule gestanden haben. Die Baumscheiben kann man dann noch mit Dünger bedecken. Derselbe verhindert in strengen Wintern

ein Erfrieren der durch die Verpflanzung empfindlich gewordenen Wurzeln, im Sommer ein zu starkes Austrocknen des Bodens. Man verwende ferner gutes Material zur Pflanzung, da dieses mehrere Jahre früher nennenswerte Erträge liefert als minderwertiges, und pflanze nicht viele Sorten, sondern nur wenige, damit die Ernte nicht zu lange dauert. In der Auswahl der Sorten ist besonders Sorgfalt notwendig. Man nehme nur solche, von denen man weiß, daß sie in der gegebenen Lage und dem vorhandenen Boden gut gedeihen, und bevorzuge Sorten von gutem Aussehen, da diese sich viel leichter verkaufen als nicht in die Augen fallende.

Wenn möglich lasse man alle Arbeiten von einer sachverständigen, tüchtigen Person ausführen und spare nicht an allen Ecken und Enden; denn gut gepflanzte Obstbäume bringen alle Ausgaben bald reichlich ein.

Von großer Wichtigkeit für das Gedeihen der Pflanzung ist endlich die Pflege derselben. Aber da entstehen meist Schwierigkeiten. Die Mittel zur Pflanzung hat man allenfalls noch bewilligt, aber nun darf es nichts mehr kosten; nun will man nur noch Geld einnehmen. Das ist am falschen Ende gespart; denn die jungen Bäumchen bedürfen in den ersten Jahren einer großen Pflege, wenn sie recht gedeihen sollen. Dazu gehören z. B. ein öfteres Gießen derselben bei anhaltender Dürre, das Freihalten der Baumscheibe vom Unkraut, das Anbinden vom Sturme losgerissener Bäumchen an die Baumpfähle, das Schützen der Stämme gegen Hasenfraß, das Entfernen der Raupen und Raupennester, das Vertilgen der Blatt- und Blattläuse, das Zurückschneiden der zu üppig getriebenen Äste, das Ausschneiden alles überflüssigen und trockenen Holzes, das Erneuern nicht gewachsener Stämmchen und vieles andere. Das sind aber alles Arbeiten, die nicht von jedem ausgeführt werden können, sondern eine gewisse Sach- und Fachkenntnis bedingen. Es ist darum überaus empfehlenswert, wenn eine Person aus der Gemeinde die Lust und Liebe zur Sache hat, als Baumwärter angestellt wird. Fehlen dieser Person die nötigen Kenntnisse, so ist die Ausbildung derselben an einer Musteranstalt notwendig. Diese Ausbildung ist meist in kurzer Zeit mit ganz geringen Kosten zu erlangen, da alljährlich in allen Provinzen Kurse zu diesem Zwecke abgehalten werden. Die Teilnehmer an denselben erhalten, soviel man weiß, freie Eisenbahnfahrt und außerdem noch Tagelohn.

Noch auf einen Punkt sei aufmerksam gemacht: Man beherzige das Wort: Erst ein kräftiger Baum und dann die Frucht. Man verbinde darum den jungen Baum in den ersten Jahren am Tragen, weil durch die Ausbildung der Früchte sein Wachstum sehr beeinträchtigt wird.

(Nachdruck verboten.)

Zeitgemäße Betrachtungen.

Neue Hoffnung.

Der holbe Frühling kam und rief — Und lacht uns froh entgegen. — Und vieles, was verborgen schlief. — Das wird sich wieder regen. — Den neuen Herrscher liebt man sehr, — Er wird uns alle Tage mehr — Und mehr zu schauen geben — Und Wald und Flur beleben! — Lebender springen Quell und Bach — Im goldenen Frühlingsstrahl, — Der denz ruft neue Hoffnung wach — In unserm Orientale. — Zwar hofft der Mensch, so lang er strebt, — Doch wenn der Denz die Flur belebt, — Ein Wunderwerk zu leisten, — Dann hofft er wohl am meisten! — Wer sich im Winter trant und malt — Geführt in trüber Stunde, — Freut sich auf erste Sonnenbad — Und hofft, daß er gesunde, — Doch wer einhergeht wohlbeleibt, — Hoffst, daß der Denz hinaus ihn treibt — Und er durch fleißiges Wandern — Schlank werde wie die andern! — Der Landwirt hofft, daß segensreich — Gedeih sein Fleckchen Erde, — Der Sportsmann hofft und träumt zugleich — Vom Sieg gewisser Pferde. — Der Krieger freilich hofft nicht sehr, — Der Adler aber desto mehr — Von neuen schönen Wegen — Umweht von Frühlingssegen! — Es hofft der Gärtner allerwärts — Gedeih der jungen Triebe, — Es hofft manch sehnsuchtsvolles Herz — Im jungen Denz auf Liebe. — Der Mieter, der vorm Umzug steht, — Hoffst, daß er gut von Statten geht, — Der Hausherr hofft in Güte — Auf die nun fall'ge Miete! — Es hofft im Renze der Poet — Auf Würdigung und Schätzung, — Der Knabe, der zur Schule geht, — Hoffst sicher auf Beförderung, — Auf großen Umfah hoffen schon — Die Schneider und die Konfektion, — Denn die Familie leider — Erhofft

„Allerdings, zumal in diesem Sommer, wo ich alle meine Kräfte einer größeren Arbeit widmen muß.“

„Sie schreiben wieder ein gelehrtes Werk?“ fragte Jane mit leisem Spott.

„Ein wissenschaftliches!“ berichtigte der Professor mit einigem Nachdruck, den Spott parierend.

Jane warf höhnisch die Lippen auf.

„Sie finden wohl, Miß Forest, daß dies eine ebenso undankbare als unfruchtbare Mühe ist?“ fragte er mit einiger Bitterkeit.

„Sie zuckte die Achseln. „Ich muß bekennen, daß ich keine allzu große Ehrfurcht vor der Bächerweisheit hege und daß ich überhaupt nicht begreife, wie man sein ganzes Leben freiwillig einer Wissenschaft zum Opfer bringen kann, die, wie die Ihrige, Mr. Fernow, nur für die Gelehrten von Interesse ist und der übrigen Menschheit stets ein toter, unfruchtbarer Bächerstaud bleiben wird.“

Das war wieder Janes entsetzliche Aufrichtigkeit, die den Oheim so oft schon zur Verzweiflung gebracht, der Professor aber schien weder überrascht noch beleidigt dadurch. Er hestete langsam seine großen schwermütigen Augen auf das Antlitz der jungen Dame, die es schon halb bereute, die Unterredung begonnen zu haben, denn wenn sie auch jetzt diesen Augen besser Stand hielt als das erste Mal, sie riefen doch sofort jene quälende, beängstigende Empfindung wach, deren sie nicht Herr werden konnte.

„Und wer sagt Ihnen denn, Miß Forest, daß es freiwillig gescheh?“ fragte er in einem eigentümlich gepreßten Tone.

„Nun, erzwingen läßt sich eine solche Richtung doch nicht!“

„Aber gewöhnen! Zumal wenn man, heimat- und elternlos in das Leben hinausgeworfen, in die Hände eines Gelehrten fällt, der nichts kennt und liebt als der weiten Welt als seine Wissenschaft. — Ich ward schon als Knabe an den Bächerstaud gelehrt, als Jüngling

jezt neue Kleider! — — Es blüht die Hoffnung hier und da, — Man träumt von neuen Siegen, — Herr Taft hofft in Amerika — Den Diaz klein zu kriegen, — Und Frankreich sieht den braunen Mann — Marokkos hoffnungsfreudig an, — Und unter die Gewehre — Ruft es — die Legionäre! — Die Hoffnung zwar trog manchen schon, — Den sie zuvor entflammte, — In Deutschland hofft jezt auf Pension — Auch der Privatbeamte, — Von ferne winkt, was mancher oft — Erträumt, erjeht hat und erhofft, — Nun hofft er freudig weiter — Zur Frühlingszeit! — —

Ernst Heiter.

Vermischte Nachrichten aus Nah und Fern.

Zaspehe, 28. März. Eine für die Gesundheit recht gefährliche Unart kann jezt wieder bei manchen Kindern beobachtet werden, indem sie sich trotz der verhältnismäßig noch rauhen Jahreszeit auf Rasenplätze setzen oder legen. Wenn auch mitunter die Sonne recht warm scheint, so sind noch lange nicht aus dem Erdboden Frost und Kälte geschwunden. Eltern werden daher gut tun, ihre Kinder eindringlich zu warnen, sich auf die Erde oder Steine zu setzen.

Gildenhach, 27. März. Der nachmittags 3.15 hier fällige Personenzug von Marburg kam gestern mit 50 Minuten Verspätung an, weil die Lokomotive zwischen Erndtebrück und Bügel schadhast geworden war. Nachdem eine Ersatzmaschine von Erndtebrück den Zug bis Bügel gebracht und umrangiert hatte, konnte die Fahrt fortgesetzt werden.

Weidenau, 27. März. Ein dreijähriger Unglücksfall ist von hier zu melden. Das 3½-jährige Kind des Schmieds Richard Knebel in der Hammergasse stieg auf einen Stuhl und trank in einem unbewachten Augenblick aus der auf dem Tische stehenden, mit heißem Kaffee gefüllten Tasse. Das Kind trug so schwere innere Verbrennungen davon, daß es gestorben ist. Den Schmerz der Eltern kann man sich denken.

Kirchhain, 27. März. Ein tödlicher Automobilunglücksfall hat sich gestern abend in der Nähe des benachbarten Dorfes Sauschbach ereignet. Ein junger Mann, welcher früher auf dem Rittergute Plausdorf in Stellung gewesen, jezt aber bei der Aktiengesellschaft „Adlerwerke“ in Frankfurt a. M. tätig war, hatte mittels Automobil von Frankfurt aus einen Ausflug nach hier unternommen, um frühere Bekannte zu besuchen. Abends um 7 Uhr hat er die Rückfahrt angetreten. Das steuerlos gewordene Automobil rannte auf der Frankfurter Landstraße gegen einen Baum, der Zinsasse wurde herausgeschleudert, das Automobil überlag sich und fiel auf den Bewußtlosen, welcher zu Tode gemalm wurde.

Mainz, 28. März. (Ein neues Kommibrot.) Gegenwärtig wird in der Garnison Mainz ein neues Kommibrot verjucht, das in der dortigen Militärbäckerei hergestellt ist. Wenn das Brot hier als geeigneter als das alte befunden wird, soll es in der ganzen Armee eingeführt werden. Das neue Brot wiegt wie das alte 4 Pfund und ist etwas weißer. Wie der „Fr. S.-M.“ hört, ziehen die Mainzer Soldaten das neue Brot dem alten vor, es wird also wahrscheinlich eingeführt werden.

Karlsruhe, 26. März. (Unwetter.) Seit achtundvierzig Stunden herrscht im gesamten Schwarzwald ein gewaltiger Schneesturm bei 4 Grad Kälte. Der Schnee liegt teilweise einen Meter hoch. Um einigermaßen den Verkehr aufrecht zu erhalten, mußte der Bahnschlitten gestift werden.

Stuttgart, 27. März. (Ein glücklicher Erbe.) Eine tragikomische Erbschaftsgeschichte ist dieser Tage viel besprochen worden. Im Kreise Stuttgart, so erzählt man, starb kürzlich ein Schneidermeister, der von der Lebenswürdigkeit und Menschenfreundlichkeit seines Reichstagsabgeordneten zu begeistern gewesen war, daß er diesen zum Universalerben eingesetzt hatte. Der also ganz unerwarteterweise bedachte Erbe hatte keine Ursache, die Annahme der Erbschaft auszuföhnen, und erhielt nach Abzug von Erbschaftsteuer, Stempelgebühren usw. rund 1400 Mk. in Bar ausgezahlt. Einige Zeit danach erschien nun in seinem Hause eine altblinde Frau, in stillbarer Trauer schwarz gekleidet, und legitimierte sich als die seit Jahren separierte Ehefrau des verstorbenen Schneidermeisters. Sie hatte zwar kein gesetzliches Anrecht an dem Nachlaß ihres „Seligen“, hoffte aber, daß man ihr moralisches Recht gelten lassen werde. Der Erbnachfolger, ein vornehm denkender, praktischer Sozialist und Christ, zahlte ohne weiteres 700 Mk. an die „trauernde

rafflos immer vorwärts getrieben, meine Fähigkeiten auf's Neueste angestrengt, bis endlich das Ziel erreicht war. Was ich an Jugend, an Gesundheit und Poesie besaß, ist freilich darüber zu Grunde gegangen, wem aber der Bächerstaud solche Opfer gestiftet, den hält er damit unaussprechlich fest für den Rest des Lebens. Mir ist darin jede andere Sehnsucht und jede — Hoffnung untergegangen.“

Es lag eine düstere Resignation in diesem Geständnis und es war ein seltsam schmerzlicher Blick, der bei den letzten Worten Janes Antlitz streifte und eine Art von Born gegen ihn und gegen sich selbst wachrief. Warum konnte sie nicht ruhig bleiben unter diesem Blick? Ueberhaupt, wenn irgend etwas den Professor in ihren Augen herabsetzte, so war es dies Geständnis. Also nicht einmal mit Ueberzeugung und Begeisterung, sondern aus Gewohnheit, aus einfachem Pflichtgefühl arbeitete er sich zu Tode! Ihrer energischen Natur erschien dies passive Ausbarren bei dem, wie es schien, halb erzwingenden Verufe unendlich erbärmlich. Freilich, wer nicht Kraft und Mut besaß, den Aufschwung ins Leben zu wagen, der konnte immerhin im „Bächerstaud“ zu Grunde gehen.

Der Professor hatte sich plötzlich mit einer raschen Bewegung von ihr ab der Aussicht zugewendet, und auch Jane blickte jezt hinaus in die Landschaft, die jeben ausglühte in den letzten Strahlen der sinkenden Sonne. Die rote Blut überstrahlte in flammender Pracht den Abendhimmel, auf dessen purpurnem Grunde sich das blaue Gebirge dräben in klaren düstigen Linien emporhob, sie umfloß alle die Städte und Dörfer, die am Fuße der Berge hingelagert erschienen, mit leuchtendem Glanz, sie funkelte und blühte in den grüngoldigen Wogen des Stromes, der ruhig und majestätisch dahinzog, weit hinaus in die schimmernde Ebene, wo am Horizont, fern und undeutlich, wie ein riesiges Reibelgebilde der mächtige Dom auftrug, der Stolz und die Krone des alten Rheinstromes.

(Fortsetzung folgt.)

ein längeres Gespräch hatten Beide mit gleicher Konsequenz vermieden und es schien, als wollten sie dies auch heute fortsetzen. Der Professor war erschöpft und atemlos angekommen; weder die Erziehung des stundenlangen Weges, noch die Anstrengung des Steigens, womit er dem Befehle des Arztes zu einer mäßigen Bewegung im Freien so gewissenhaft nachkam, hatten es vermocht, sein Antlitz zu röten, auf dem noch immer jene fahle Blässe lag, wie am Nachmittage, und dazu die tiefen Linien auf der Stirn des noch jungen Mannes, die dunklen Ringe um die Augen — das alles bestätigte nur zu sehr, was Jane oft genug von ihrem Oheim gehört, daß der Professor sich zu Tode arbeite, und seine Tage gezählt seien.

Und dennoch — sie mußte immer wieder an jenen Moment denken, wo er mit ihr vor dem überschwemmten Wege gestanden. Das waren nicht die Arme eines Schwindsüchtigen gewesen, die sie so kraftvoll emporgehoben, so leicht und sicher getragen hatten, und selbst das jähe Aufklappen bei ihrem Zweifel an seiner Kraft hatte nichts Krankhaftes gehabt. Sie vermochte es nicht, den Widerspruch zu enträtseln, der zwischen jenem Augenblick und der gewöhnlichen Erscheinung dieses Mannes lag, und der ihr gerade heute schärfer als je vor Augen trat.

„Ersteigen auch Sie öfter den Ruinenberg, Mr. Fernow?“ begann die junge Dame endlich die Unterhaltung, da ihr das hartnäckige Schweigen des Professors keine andere Wahl ließ, und sie nachgerade genug von dem Sonderlinge gehört hatte, um zu wissen, daß in diesem Schweigen nichts Beleidigendes lag.

Er wandte sich beim Klange ihrer Stimme hastig um, und es schien, als raffe er sich mit Anstrengung zusammen, um ihr gegenüber seiner sonstigen Träumerei und Zerkümmtheit Herr zu bleiben.

„Es ist der schönste Punkt in der Umgebung von B. Ich besuche ihn, so oft meine Zeit es erlaubt.“

„Und das ist wohl selten der Fall?“

Der Rektor: Bedder.

Im Auftrage: Hartnack.

Der Vorstand.

Wilhelm Göbel, Maler u. Anstreicher,
Laasphe, Dammstraße 3.



nehmen alle Postämter sowie die Briefträger entgegen.

Mitglied des gemeinschaftlichen Einkaufs des Verbandes deutscher
Fahrrad- und Motorfahrzeug-Händler.

für eine erstklassige Ver-
sicherungs-Aktien-Gesell-
schaft zu vergeben. Grö-
ßeres Intasso vorhanden.
Betwerber wollen sich
unter C. H. an die
Expedition der Wittgen-
steiner Zeitung wenden.

($\frac{3}{4}$ Jahr alt), ist billig abzugeben.
Wo? sagt die Geschäftsstelle der
Wittgensteiner Zeitung.

Druckph. **J. J. Metz.**
Inh.: Aug. Metz.

Wilhelm Schuppert,

Gasphé.

Gasphé.

Inh. Fr. Meß Ww

gebracht. **Jakob Moses,**
aus Weisshaus

Р о о р.

Laasphé. W. Jung sen.

Martha Groos,
gepr. Sprachlehrerin,
Baasphé.

an
Frau Direktor von Staa,
 Remscheid, Gewerbeschulstr. 8

LOB & KLOCKEN,
Duisburg.

Laasphe.
Gottesdienste in Laasphe.